

Einfach machen

Ursula Hoeppener-Kramar

Wenn ich nach 70 Jahren so zurück blicke: Bin ich mit meinem Leben zufrieden? – eindeutig: Ja! Habe ich als junger Mensch meine berufliche und private Zukunft geplant? – genauso eindeutig: Nein!

Ich hatte viel Glück immer wieder wunderbare Mentoren und in jeder Lebensphase Freundinnen zu treffen, die mir halfen die eigenen Entscheidungen zu reflektieren.

Das Einzige, was ich mir selber zuschreiben kann, ist die Eigenschaft, an Allem mit dem ich mich wirklich intensiv beschäftige, Freude und Befriedigung zu finden, egal, ob die Aufgabe einfach und stupide, oder groß und herausfordernd ist. Ich wühle mich in die Thematik hinein, versuche innovative Ideen einzubringen oder die Aufgabe auf sinnvolle Ziele hin zu optimieren. Das bedeutet gleichzeitig, dass ich die Aufgabe entsprechend meiner Fähigkeiten und Kompetenzen umlenke. Dadurch kann ich eine Aufgabe dann oft erfolgreich bewältigen.

Was bin ich heute? Radiochemikerin im Ruhestand, Ehefrau, Mutter von zwei Söhnen, Schwiegermutter von zwei reizenden Schwiegertöchtern, Großmutter von zwei süßen Enkelinnen. Womit verbringe ich meine Zeit? Ich halte Vorträge und Vorlesungen zur Radioanalytik und benachbarten Gebieten und unterstütze junge Kolleg:innen durch Beratung und Netzwerkbildung. Aber ich verbringe die Zeit auch damit private Netzwerke aufzubauen (zu ganz anderen Themen: Energiesanierung in der Nachbarschaft, Integration von Flüchtlingen), unsere Enkelinnen zu fördern (und zu fordern) und natürlich den lästigen Haushalt zu erledigen. Und als Ausgleich? Fitnesstraining und Tanzen.

Wie bin ich dahin gekommen, wo ich jetzt bin? Wie gesagt, mit viel Glück: zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein, offen für Neues zu bleiben und jede Chance am Schopfe zu packen.

Meine Mutter war Gymnasiallehrerin für Mathematik und Erdkunde, mein Vater Professor für Geologie – da hatte ich schon eine sehr gute Ausgangsposition. Erzogen wurde ich zum einen von meiner Großmutter. Die hatte in der Nachkriegszeit wirklich kein Geld, aber einen starken Willen und einen unwiderstehlichen Charme, lebte durch Netzwerken und harte Arbeit. Zum anderen durch unsere Haushälterin, einem Flüchtling aus einfachen Verhältnissen, ohne Bildung aber intelligent und voller Wärme. Nicht zu vergessen, mein großer Bruder, ein Überflieger, mein Ruhepol und bis heute mein uneingeschränkter und kritischer Unterstützer. Ich wuchs also behütet auf, und konnte mich entfalten.

Als ich im Teenageralter war, zogen wir nach Bochum. Mein Vater war dort an der Uni tätig, meine Mutter an dem dortigen naturwissenschaftlichen Mädchengymnasium. Auf dasselbe Gymnasium zu gehen kam für mich nicht in Frage, also musste ich auf das einzige andere, das neusprachlich/hauswirtschaftlich ausgerichtet war („Pudding-Abitur“). Eigentlich gar nichts für mich. Aber ich hatte wieder Glück: Mit der Einführung der



Bonn 1958 – mein Bruder und ich

differenzierten Oberstufe setzte sich unsere phantastische Direktorin für die Einrichtung eines naturwissenschaftlichen Zweiges ein. Ich durfte vier Schwerpunktfächer belegen: Mathematik, Physik, Chemie und Biologie. Wir waren nur zehn Mädchen pro Kurs. Lehrer gab es an der Schule für diese Fächer natürlich auch keine, die holte unsere Direktorin von der Uni. Grenzenloses Lernen! Das Puzzle in meinem Kopf fing an zu wachsen. In den drei Jahren bis zum Abitur erkannte ich mein Interesse an der Chemie und brauchte keine anderen Hobbies.

Aber was danach? Ohne Internet war es schwierig herauszufinden was man mit Chemie alles machen kann. Die Empfehlung des Arbeitsamts: „Als Frau werden Sie am besten Chemielaborantin“ - war auch nicht hilfreich. Aber wir hatten ja eine Universität am Ort und so fing ich einfach mal ein Chemiestudium an.



Ruhruniversität Bochum – meine Kolleg:innen und ich während meiner Diplomarbeit 1980

Überraschung 1: keine 5 % der Chemiestudierenden waren Frauen – nach dem Besuch eines Mädchengymnasiums schon eine Umstellung. Überraschung 2: den Stoff bis zum Vordiplom (heute Bachelor) hatte ich schon in der Schule gelernt. So beschäftigte ich mich noch mit weiteren Dingen: einem Zweitstudium in Mineralogie und Mitarbeit in der studentischen Mitverwaltung. In der Mitverwaltung konnte ich mich überall einbringen, in der Fachschaft, dem Universitätsparlament, dem Fakultätsrat, dem Studentenparlament. Zum Schluss hatte ich auch eine eigene Hochschulgruppe. Alles ganz neu, alles total spannend. Ich lernte wie wichtig Diskussionen und Netzwerke sind, wenn man etwas erreichen möchte. Und dass man mit fak-

tenbasierter Arbeit und sachlichen Argumenten auch etwas erreichen kann. Das Hauptstudium war dann doch fordernder, ich kam zurück in die Wissenschaft und machte mein Diplom in Festkörper- und Elektrochemie. Diskriminierung habe ich an der Uni nur ganz vereinzelt erfahren. Mir ist noch die Aussage eines Analytik-Assistenten im Gedächtnis: „Das wird nichts, kochen solltest Du zu Hause am Herd“.

Nach dem Diplom entschloss ich mich widerwillig zur Promotion, die in der Chemie fast zwangsläufig der berufsqualifizierende Abschluss ist, ohne den man, zumindest als Frau, keine Chancen auf einen qualifizierten, spannenden Arbeitsplatz hatte. Auf Empfehlung eines Bochumer Hochschullehrers konnte ich eine Doktorarbeit in Karlsruhe im Bereich Geochemie (angewandte instrumentelle Analytik, konkret: Analytik stabiler Isotope) beginnen. In diesem Gebiet rechnete ich mir 1980 bessere Chancen am Arbeitsmarkt aus als in der konventionellen Chemie. In Karlsruhe lernte ich auch meinen Mann kennen, einen Kerntechnik-Ingenieur und Mineralogen – noch jemand, der Samstags immer im Institut zu finden war weil ihn seine Arbeit so fesselte. Er wurde mein Haupt-Diskussionspartner. Durch ihn kam ich auch zum Sport und lernte das Vereinsleben als Ausgleich zur Arbeit zu schätzen. Über die Beziehung zu meinem Mann war ich dann am Ende meiner Promotion ortsgebunden. Schweren Herzens schlug ich gute Angebote auf schöne und herausfordernde Tätigkeiten in anderen Städten aus. Eine Fernbeziehung wollte ich nicht und alleine ganz woanders neu anfangen auch nicht. Wer weiß heute, wozu das damals gut war!

Wieder mit einem Empfehlungsschreiben, diesmal eines Kollegen an der Uni Karlsruhe, bekam ich eine Stelle im damaligen Kernforschungszentrum Karlsruhe (KFK) im Bereich Radioanalytik. Bei 2000 Bewerbungen auf Stellen in Karlsruhe in der Wissenschaft wäre es ohne Empfehlung kaum gegangen. In dieser ersten richtigen Stelle lernte ich zum einen, dass

Analytik immer ziemlich ähnlich ist, egal was man mit welcher Methode analysiert. Zum anderen, dass ich keine Forscherin bin; mir fehlt dazu die Zähigkeit. Mein Ding ist das Lösen von konkreten, praktischen Problemen. Das liebe ich bis heute.

Dann wurde ich schwanger. „Sie kündigen doch jetzt wohl?“ war der Kommentar des Institutsleiters. Nein – warum sollte ich? Und schon wieder lief es gut für mich. Ein ehemaliger Studienkollege aus Bochum, damals zufällig Gruppenleiter an unserem Institut, gab mir die Chance mit ihm zusammen Projekte im Technologietransfer des jetzt Forschungszentrums Karlsruhe (FZK) durchzuführen (Entwicklung marktreifer Produkte aus Forschungsideen, zusammen mit mittelständischen Firmen) – auch als junge Mutter, auch mit zwei Kindern. Neue Herausforderungen, neue Erfahrungen, neue Kontakte, neue Netzwerke – und neue Möglichkeiten. Leider immer nur Projektstellen, also Zeitverträge – das belastet und macht einen finanziell vom Ehepartner abhängig.



Kernforschungszentrum Karlsruhe auf der Achema, 1989 – da war ich als Frau noch ein Exot

Als Frau in einem männerdominierten Forschungszentrum kam ich mir immer noch seltsam vor. Erstaunlicherweise verschrieb sich dann 1990 ein damaliger Vorstand des Forschungszentrums der Frauenförderung. Es wurden Kurse „Berufsbilder für Frauen“ angeboten, ein Vorstands-Arbeitskreis „Beruf und Familie“ etabliert. Da war ich natürlich mit dabei. Wir schufen das Netzwerk „Wissenschaftlerinnen im Forschungszentrum“ („Frauen tauchen auf“), erreichten die Einrichtung einer Stabsstelle für Chancengleichheit, die Errichtung von betriebseigenen Kindertagesstätten und einiges mehr. Das Netzwerk ist heute noch aktiv, als WiKIT (Wissenschaftlerinnen im KIT). Zu meinem Glück wurde dann der Personalleiter des FZK auf mich aufmerksam. Er versprach mir eine Dauerstelle – und hielt Wort. Er vermittelte mir eine projektunabhängige Stelle als Gruppenleiterin in einem radiochemischen Labor – wieder eine Aufgabe, die völlig neu war. Gut dass mir mein Wissens-Puzzle im Kopf half und auch weiter wachsen konnte. Ein großartiger Strahlenschutzstudent half mir, mich im neuen Fachgebiet zurecht zu finden. Ich wuchs schnell in meine neue Aufgabe hinein und bekam schon nach drei Jahren das Angebot ein deutlich größeres Labor im Bereich Rückbau der alten kerntechnischen Anlagen des FZK zu übernehmen. Das war mein Traumjob, ich erfuhr starke Unterstützung durch den Abteilungsleiter, durfte ständig Probleme lösen und jeden Tag neue Anforderungen kennen und meistern lernen. Die Belegschaft war fast ausschließlich männlich, gewöhnt die Ärmel hochzukrempeln und mit anzupacken. Am Anfang gab es nicht einmal Damentoiletten! Aber die Kollegen nahmen mich unter ihre Fittiche und brachten mir alles bei, was man als Leiterin einer kerntechnischen Anlage wissen und können muss.

Heute ist auch am ehemaligen Forschungszentrum, dem heutigen KIT, der Frauenanteil stark gestiegen – wenn auch noch lange nicht auf 50 %.



Meine aktuelle Kleinfamilie, mit Kindern, Schwiegerkindern, Enkelinnen, Mann und Bruder, 2023

Jetzt bin ich in Rente habe keine Vorgesetzten mehr und keine nervtötenden administrativen Aufgaben. Ich halte Vorlesungen und Vorträge in Radioanalytik und zu anderen Themen der Kerntechnik. Meine Familie wächst. Ich habe viele gute und teilweise langjährige (fast 50 Jahre) Freunde und einen Mann, der weiterhin mein bevorzugter Diskussionspartner ist und mir alle Freiheiten lässt, die ich brauche. Was könnte ich mehr wollen?

Meine Ziele? möglichst viel von meinem Wissen weiter geben und die Kerntechnik von ihrem negativen Leumund zu befreien. Wir nutzen doch Radioaktivität so produktiv und sinnvoll in so vielen Bereichen wie

Medizin (Theragnostik), Verfahrenstechnik (z.B. Tribologie) und Energiegewinnung. Dann möchte ich helfen die jüngste Generation an die Chemie heranzuführen. Zusammen mit dem SEC SBB (Schule Bildung Beruf) und der Stiftung „kleiner Forscher“. Es gibt so wunderbare Versuche, die ganz einfach durchzuführen sind und mit denen sich Alt und Jung begeistern lassen. Und dann möchte ich alt werden ohne die nächste Generation zu belasten. Also: ausmisten, in eine altersgerechte Wohnung ziehen, ausreichend Rücklagen vorhalten.

Schade, dass der Tag nur 24 Stunden hat.